

Der Paladin.

Von George Annesley Babel.

(15. Fortsetzung.)

„Wenn ich genügt hätte, daß du auf einen Brief wartest...“
 Sie schüttelte ihre hübschen Ellbogen auf den Tisch, ihr Gesicht in die Hände und lächelte ihm an.
 „Weißt du, Harry, daß du eigentlich ein merkwürdig beschämter Mensch bist?“
 „So?“
 „Die Männer, die wirklich etwas bedeuten, sind es wohl alle; die, mit denen ich es in der Regel zu tun habe, sind das gerade Gegenteil. Und du... du weißt nicht, wie ich mich über einen Brief von dir gefreut hätte!“
 „Du allerliebster Mädel, du!“
 „Bin ich dir wirklich sympathisch, Harry? Sind wir Freunde, Kameraden? Sei ehrlich!“
 „Wir sind gute Kameraden,“ erwiderte Harry in entschuldigtem Tone.
 „Deine Freundschaft ist mir eine große Ehre, Harry.“
 „Unfinn!“ verzogte er erötend.
 „Das hab' ich vom ersten Augenblick an gefühlt; ich wollte, daß ich dir vollkommen vertrauen konnte. Ich könnte dir zum Beispiel nicht um ein Haar die Welt schmeißen. Wäre die Welt schmerzhaft für die Männer geradezu fertig um den Mund. Und dann weiß ich auch, daß ich ungeheuer viel von dir lernen kann, Harry.“
 „Was du für ein drohendes Mädel bist, Alice!“
 „Ich bin nicht im Bilde geboren — du weißt, was ich meine. Ich tue also sicher alles, was ich mahallen muß. Meine Wege hat in Clapham gefunden, in Asgale Gardens.“
 „Was für ein hübscher Name das ist, Asgale Gardens!“
 „Es ist eine scheußliche Gasse mit scheußlichen kleinen Häusern. Und wir sind neun Kinder und alle müssen arbeiten. Ich mit meiner Gage kann natürlich sehr viel tun.“
 „Du bist ebenso gut wie schön, Alice, das weiß ich längst.“
 „Wir halten zueinander und haben uns so durchgearbeitet, aber ich gehöre nicht in deinen Kreis und habe es auch nicht begehrt.“
 „Wer kümmert sich heutzutage um Klassenunterschiede?“
 „Ich. Und im Herzen auch du. Aber nun wirst du auch verstehen, wie ernst es mir war, wenn ich sagte, deine Freundschaft sei mir eine große Ehre.“
 „Das Herz des Paladins ging ihm über vor Sympathie für das hässliche, aufrechte Mädelchen, aber sein Ehrgefühl war ihm doch noch nicht verloren. Später vielleicht, nicht jetzt, im stillen Raum des Saal.“
 „Sie war so verständnisvoll, so geschickt und so — so anerkennend! Und sie hatte eine Figur wie eine Tanagrafigur, wie eine griechische Nymphe! Er wollte, daß alle im Saal anwesenden jungen Leute ihm neidische Blicke zuwarfen. Alice Gedolphen mußte überall Bewunderung erregen. Sie war hübsch wie ein Pfirsich und ein anständiges Mädel dazu!“
 „Ich muß gehen,“ sagte Alice, „ich kann die arme alte Person nicht länger warten lassen.“
 „Sie hatte sie zwar schon oft fundenlang warten lassen, aber das mußte Harry nicht.“
 „Wann gehen wir uns wieder, lieber Harry?“
 „Ich fahre morgen aufs Land, zu meiner Mutter.“
 „Du bist sicher ein ausgezeichnetes Sohn.“
 „Ich hab' die beste Mutter in England.“
 „Und sie hat dich gelehrt, gegen alle Frauen freundlich und lieb zu sein?“
 „Ja —“ antwortete Harry.

Dann nahm er eine Tasse Tee und spielte den Angenehmen bei der jüngsten Mrs. Trigg, die ungeduldig und weise annahm, daß sie der Magnet war, der den distinguierten jungen Mann anzog. Er ließ sich Zeit mit der Unterredung, sooft er aber dem liebevollen Blick der Mutter begegnete, schielte er halbwegs, während er sich gleichgültig sagte, wie gründlich sie die Lehre verdient, die sie nun bald empfangen würde.
 Endlich war der Tee zu Ende und ein Teil der Gäste begab sich an die Spieltische, um Bridge zu spielen, während die jüngeren und frivoleren von ihnen ins Billardzimmer gingen. Harry begab sich zu seiner Mutter.
 „Mein lieber Junge,“ sagte sie zärtlich, „ich nehme mich nach einem Plausch mit dir. Möchtest du in meinen Salon kommen? Die liebenswürdigen Leute geben mir nämlich immer einen Salon zu meinem Privatgebrauch. Das ist doch reizend von ihnen — findest du nicht auch, Harry?“
 „Arm in Arm fliegen sie die breite Treppe hinan.“
 „So, jetzt werden wir's uns bequem machen,“ sagte Lady Matilda, „möchtest du nicht läuten, daß man dir deine Pantoffel bringe, Harry?“
 „Danke, meine Schuhe sind ganz bequem.“
 „Das hab' ihr Männer vor uns Frauen voraus.“
 Ein Hofknecht knirschte im Kamin. Lady Matilda sank in einen Fauteuil, dicht davor, Harry setzte sich ihr gegenüber.
 „Ich habe Ehrfurcht gefunden,“ sagte er untermittelt.
 „Wo? Ist interessant!“
 „In einer Spielunde in Southamp-ton,“ fuhr er fort; er sprach langsam, jedes Wort betonend.
 „Ja — einer — Spielunde?“
 „Halt verbürgert.“
 „Entsetzlich!“
 „Fürchterlich!“
 „Er schmeiß, denn er befaß den gewöhnlichen Sinn fürs Dramatische, der im diplomatischen Berufe so unerlässlich ist, will man weiterkommen.“
 Lady Matilda rühte unbehaglich in ihrem Fauteuil hin und her.
 „Was hast du getan, Harry?“
 „Ich hab' sie gepöbelt und geklei-det,“ antwortete er.
 „Und dann?“ fragte sie mit einem gänglich veränderten, mütterlich besorgten Gesichtsausdruck.
 „Dann hab' ich sie nach Frankreich gebracht.“
 Lady Matilda betrachtete sich ihre trocknen Lippen, aber sie atmete etwas freier; Frankreich war noch ihrer Meinung eine Art Asyl in solchen unangenehmen Fällen. Dort hatte sie sogar einmal einen Bischof, einen englischen Bischof, in anregernder Unterhaltung mit einer leichtfertigen kleinen Schauspielerin gesehen, dort machten selbst die sittenstrengsten Leute Jugendsünden mit Rücksicht auf das Klima, auf die Sitten und Gebräuche.
 „Dort kümmert sich jeder um sich,“ sagte Harry.
 „Ist Ehrfurcht noch dort?“ fragte Lady Matilda.
 „Ja wohl, in dem Chalet, das ich in der Nähe von Rouen gemietet habe. Ich bin vorgefahren von dort gekommen.“
 „Deine Nachricht macht mich ganz sorgungslos, lieber Harry; möchtest du mir, bitte, ein wenig Eau de Cologne reichen? Auf dem Waschtisch im Schlafzimmer steht eine große Flasche.“
 Harry holte die Flasche; als er sie öffnete, sagte er ruhig: „Ich werde sie heitern.“
 Lady Matilda stieß einen leisen Schrei aus.
 „Heitern?“ hauchte sie.
 „Heitern — heh?“
 „Ich denke, es ist nur recht und billig, Mutter. Ehrfurcht ist das Mädelchen, das du mir ausgehust hast — weil sie unglücklich war...“
 „Unglücklich?“ wiederholte Lady Matilda. „Wie kannst du nur dieses Wort auf sie anwenden? Du sagst ja selbst, du hast sie in einer Spielunde gefunden, und sie ist das natürlichste Kind...“
 „Kann sie etwas dafür?“
 „Harry, du wirst mich um den Verstand bringen! Das darfst du nicht tun! Ich sehe dich an, tu' mir, tu' mir das nicht an...“
 Stotternd, verwirrt hielt sie inne. „Möchtest du mir sagen, was ich tun soll?“
 „Alles, was du willst, nur das nicht! Gerechter Himmel! Aus einer Spielunde... mein unglücklicher Junge!“
 „Wenn du nach Port Street zurückgehst und sie bei dir aufnehmen wolltest...“
 „Das kann ich nicht. Ich will's auch nicht. Wie kannst du so etwas von mir verlangen? Das wäre ein Verbrechen, ja wohl, ein positives Verbrechen.“
 Und sie brach in Tränen aus.
 Er betrachtete sie kalt wie ein Richter, nicht wie ein Sohn.

Als die erste Aufwallung vorüber war, sagte er ruhig: „Wenn du nicht gemessen wärest, Mutter, hätte ich Ehrfurcht vor vier Jahren geheiratet.“
 „Was soll das heißen?“
 „Nun, du weißt ja, daß Onkel Camber, der übrigens ein viel besserer Mensch ist, als ich je geglaubt hätte, meinen Juchsch erhöhte, damit ich Ehrfurcht heiraten könne.“
 Sie blinnte ihn erstaunt an, aber er sah sofort, daß sie davon nichts wußte, daß sie ungeschuldig war.
 „Onkel Camber...?“ begann sie verblüffend, hielt die...“
 „Onkel Camber hielt es für recht und billig, daß ich Ehrfurcht heirate.“
 „Das kann ich nicht glauben.“
 „Du vermutest, daß er sich dir gegenüber damals nicht klar ausgedrückt hat, aber er ist mit meiner Wahl vollkommen einverstanden, hat sich bereit erklärt, die Hochzeit in seinem Hause zu veranstalten und meinen Juchsch auf zehntausend Pfund zu erhöhen. Das war gestern.“
 „Gestern? Hast du ihn denn gesehen?“
 „Ja wohl, ich war bei ihm in Grosvenor Square.“
 „Und er weiß alles?“
 „Alles, viel mehr, als ich dir erzählt habe. Er ist ein Gentleman, ein — ein ritterlicher Mensch. Er hat mir das Verständnis gemacht, daß er mir bis jetzt untergetan hat. Und was du für unerhört und erschreckend hältst, das ist in seinen Augen natürlich und angemessen.“
 „Ich hab' ja immer gesagt, er ist ein wunderlicher Kauz — worum hast du mir das nicht gleich erzählt, Harry?“
 „Du hast mich um vier glückliche Jahre gebracht, Mutter.“
 Mutter und Sohn starrten einander an, dann lachte Lady Matilda lustig auf.
 „Wenn das Oberhaupt der Familie einverstanden ist, dann werde ich mich nicht durch meine Weigerung lächerlich machen. Ich habe immer dein Interesse im Auge gehabt, mein Junge. Es ist gar, besonders gerade jetzt, sehr unangenehm, aber natürlich wird nun nichts anderes übrig bleiben, als daß Ehrfurcht zu mir nach Port Street kommt.“
 „Damit erweist du ihr — und mir einen großen Liebesdienst, Mutter,“ sagte Harry.
 Und er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie.
 Nach dem Diner schlüpfte Lady Matilda in das linke Ohr der Mrs. Rodingham Trigg: „Denke dir nur, Liebes, Harry hat mir eine wunder-volle Neuigkeit mitgeteilt. Ich darf selber noch keine Namen nennen, aber ich bin die glücklichste Mutter auf Erden. Mein goldener Junge hat sich so ritterlich, so edel benommen, daß selbst Camber ganz enttäuscht ist von ihm. Ich habe es immer behauptet, und nun sieht er es selbst ein, daß er ihm stets untergetan hat. Mein teurer Harry aber wird nun seinen wohl-verdienten Lohn ernten. Das Ganze ist ein Juchsch. Die Hochzeit wird in Grosvenor Square bei Camber stattfinden; Camber selbst befißt darauf, Entree nous, Liebes, er ist auch sehr freigebig gegen das junge Paar. Gib mir keinen Auf, denn Constance Malpique beobachtet uns fortwährend, aber die Hand kannst du mir unter dem Tisch drücken.“
 Mrs. Rodingham Trigg drückte der Freundin die volle kleine Hand.
 „Du darfst natürlich deiner Menschenfeele ein Wort sagen.“
 „Gehst nicht? Ich glaube, ich erlaube, wer es ist — wie sagtest du doch — ein Juchsch?“
 „Ein Roman, der mich an meine eigene Liebesgeschichte erinnert. Wie sagst du? Juchsch, ein Fingerzeig der Vorbeziehung. Wo wahr! Ich möchte es ja, daß ich auf deine Anteilnahme zählen kann.“
 Am Abend desselben Tages sagte Mrs. Rodingham Trigg zu ihrem Manne, als er aus dem Rauchzimmer kam:
 „Du, denke dir, dieser Juchsch Harry hat geheiratet die Tänzerin Alice Gorbolpin.“
 „Wie? Was? Unmöglich!“
 „Vor einem Augenblick hat es mir die „actreute Oredl“ gesagt.“
 (Fortsetzung folgt.)

— Ein liebevoller Vater. Richter: „Aber, wie konnten Sie Ihr Kind am Kopfe so blutig schlagen?“
 Vater: „Ich wollt' mein Sohn gegen Studien lassen, und da sollt' er einen offenen Kopf kriegen.“
 — Wiberpruuch. Reisender: „Herr Doktor, ich habe manchmal ganz schreckliche Kopfschmerzen im Kopfe, können Sie mir dagegen etwas raten?“
 Arzt: „Da kann ich Ihnen Eisum-schläge recht warm empfehlen.“
 — Schlaue — noch schlauer. Fleischermeister: „In einem in meinem Hause wohnenden Rechtsanwält' herrscht Rechtsanwält'! Ist der Reifer eines Hundes verpflichtet, für den Schaden, den sein Hund verübt hat, aufzukommen?“
 Rechtsanwält': „Ja.“
 Fleischer: „Nun, dann möcht' ich Sie bitten, mir eine Wurst zu zahlen für eine Leberwurst, die mir gestern, Ihr Hühnerhund aus dem Laden geholt hat.“

Die gute Nachricht.

Stimme von Neue Bogin.

Zuerst war Marie heimgekommen, dann Jeanne, zuletzt Cecile. In der kleinen Wohnung, die sie innehatten — eine Küche, ein Schlafzimmer, drei durch einen Korridor verbundene Schlafzimmer — konnte man jeden Abend zur selben Zeit dieselben aus vollem Herzen gegebenen Klänge hören und dieselben Worte, die die drei Schwestern zueinander sprachen und die von der Mutter wiederholt wurden:
 „Guten Tag, Liebling, bist du nicht zu abgepannt? Hast du auch nicht zu viel gearbeitet? Wirklich nicht? Du rühst dich jetzt aus, wie? Ach, wie schön ist es, zusammen zu sein!“
 Die Mutter setzte manchmal hinzu: „Hast Du begaut bekommen?“
 Marie, die Älteste, ein großes, blondes Mädchen, elegant und kräftig, mit fremden Leuten sehr reserviert und sehr still, aber zu Hause, vor ein Lächeln nicht schlecht ausgelebt werden konnte, jeder in der Familie die gleichen Rechte hatte, sehr zärtlich. Sie war Lehrerin und erteilte französischen Unterricht. Sie war kräftig, den ganzen Tag eilte sie von einer Straße in die andere, ohne daß die Ermüdung ihrer blühenden Jugend etwas anhaben konnte. Jeanne, die zweite, war zarter, freundlicher, anheimelnder und für einen lobenden Blick oder ein lobendes Wort auf Zeiten, in denen sie sehr leidenschaftlich war, kamen wieder Monate, in denen sie vor Lebensmut überpres-selte. Im vorigen Jahre hatte man sie in einem Bobert schiden müssen, und diese Reize hatte die Erpantnisse der ganzen Familie gelöst. Sie war die einzige, die sich pligte. Die Jüngste der Schwestern, die man die Kleine nannte und die weder jüdisch noch großblütig war, ein achtzehnjähriges Mädchen, das gerade sein Examen gemacht hatte, befragte sich nie, arbeitete immer hintereinander und schien nicht im mindesten daran zu denken, daß es noch eine andere Existenz geben könne, als die bisher ge-führte.
 Die Nacht brach herein, eine späte Frühlingsnacht, in denen die nach der Straße geöffneten Fenster in der vor-geschrittenen Stunde noch ein wenig Licht, ein wenig Staub und ein we-nig laue Wärme hineinließen. Cecile war kaum ins Zimmer getreten, hatte ihren Hut auf das Bett gelegt und war dabei, ihren Schleier sorgfältig zu falten, als Marie, die sie küßte und in der Dunkelheit ihr ins Gesicht zu sehen verachtete, ausrief: „Dir ist etwas passiert.“ In diesem Augen-blick ging die Mutter durch den Korridor, um das Abendessen aufzutragen.
 „Ja,“ sagte sie, ohne sehen zu blei-ben. „Eine große Neuigkeit; kommt, Ihr sollt sie hören.“
 Die Mutter, die in dieser Häuslichkeit die Pflichten einer Köchin und eines Hausmädchens erfüllen mußte, vor eine arme, verbrauchte, überar-beitete Frau, verberitert durch das, was sie noch nannte, das heißt den Geldverlust von einhundert, die Nahrungs-sorgen von jetzt, und unfähig, einem anderen Gedanken nachzugeben. Sie setzte sich nun an den Tisch, und während sie die Suppe ausschüttete, fuhr sie fort: „Ja, ich habe Euch mitzu-sagen, liebe Kinder, daß man Cecile in einem Schloß eine Stellung als Erziehlerin angeboten hat.“
 „Erziehlerin? Die Kleine? In einem Schloß?“ fragten die älteren Schwestern.
 „Und in einem großen. Sie wird ein Zimmer und ein Toilettenzimmer in einem Turm bewohnen, getrennt von den Zimmern der Kinder, sie darf an den Mahlzeiten im Esszimmer teilnehmen, selbst wenn Besuch da ist, sie hat täglich zwei Stunden Zeit, um zu lesen, es ist versprochen worden, daß sie sich an den Ausflügen beteiligen darf, und einmal monatlich darf ich Sonntags unseren kleinen Liebling besuchen.“
 „Ist es weit von hier?“
 „Fünfundzwanzig Meilen.“
 „Ein einziges von dreizehn Jahren. Cecile ist achtzehn Jahre, das heißt sich gut. Heute haben wir einmal Glück gehabt. Denn ich muß Euch sagen, daß ich fünfzehnhundert Fran-ken für Eure Schwester durchgebracht habe. Ist das nicht großartig?“
 Und während sie ihren Töchtern vorlegte, erzählte sie weilschweigend, wie sich alles zugezogen hatte. Jeanne und Marie blinnten sie an. Mit ver-wirrt, unruhiger, gespannter Auf-merksamkeit betrachteten sie die Klei-ne, die mit dem braunen Röschchen nidete: „Ja, so war es, es stimmt.“ Ganz bleich vor Erregung studierte sie die Miene ihrer Schwestern, um zu wissen: soll ich mich freuen, ist es wirklich eine gute Nachricht, ist es das Glück?
 Jeanne berechnete, daß das ver-sprochene Honorar 750 halbe Stan-den, die halbe Stunde zu 2 Fran-ken, bedeutete; sie dachte, daß Cecile keine Ausgaben, außer ihrer Toilette, haben würde, und daß die-zehn Tagen würden sie sich das Som-merkleid und den Sommerhut bereit-stellen können.
 „Es ist herrlich,“ sagte sie. Marie, die ihre Ansicht immer zuletzt zu-herzte, der man dann aber am meisten Beachtung schenkte, meinte:
 „Was mich verführen würde, ist der Gedanke, sich nur mit einem Kinde beschäftigen zu brauchen, mir keine Liebe zu erringen, die Mutter durch einen Korridor verbundene Schla-fimmer... Wenn man jemand auch noch so viel Privatstunden er-zieht, der Einfluß ist doch nicht der rechte. Raum, daß man sich die Sym-pathie erringt, aber das ist auch al-lers. Wie habe ich schon durch den be-fähigenden Wechsel geleitet...“
 „Und ich physisch,“ unterbrach sie die Jüngere. „Ich habe Anstrengungen auszuhalten müssen, die Cecile nicht ertragen würde. Dann reizt mich auch die veränderte Umgebung, Cecile wird reifen. Wann soll sie ihre Stellung antreten, Du hast es noch nicht gesagt?“
 „Wir werden es in vier Tagen wissen. ... Ich werde durch einen Brief benachrichtigt werden. Es ist eine gewisse Zeit nötig, um die bis-herige Erziehlerin zu verabschieden und das Kind darauf vorzubereiten, un-serer glückliche Cecile zu empfan-gen...“
 Als das Abenddinner beendet war, machte die gute Nachricht ihren Einfluß weiter geltend. Die Mutter bedachte den Tisch ab, und als sie ge-schäftig von einem Zimmer in das andere ging, wunderte sie sich jedes-mal, wenn sie in das Esszimmer zu-rückkehrte, ihre Töchter nicht so schweigmäßig als sonst zu finden.
 Die beiden Ältesten sprachen von den Schwierigkeiten ihres Berufes, nicht um sich zu beklagen, nicht bis-ter, im Gegenteil, in guter Laune, um die Hoffnung der Kleinen zu stärken, die keine Privatstunden mehr zu geben brauchte.
 Jedoch, als sie endlich aufstanden, erfaßte Marie in dem Schweigen der nun eingeschlafenen Stadt plötzlich das Bewußtsein der bevorstehenden Abreise. Als sie sich herumdrehte, um ihrer Mutter gute Nacht zu sagen, sah sie ihre junge Schwester durch die Dunkelheit schon halb verschwin-den. Sie dachte: „Sie muß abrei-sen. In vier Tagen wird sie jahres-lang fortgehen.“ Und wieder Gedanke, den sie von Anfang an unklar emp-funden, gegen den sie seit Stunden angeknipst hatte aus Furcht, selbst um zu leiden und den anderen Kummer zu verschaffen, bemächtigte sich ihrer mit aller Gewalt. Marie trauerte sich heimlich die ersten Tränen.
 Als sie am nächsten Morgen er-wachte, war der Gedanke, den sie zu-erst unklar empfunden, jetzt deutlich gemordet: „Diese gute Nachricht ist ein Unglück. Wenn eine von uns drei fortgeht, ist das Haus tot.“ Sie behielt ihre Ansicht für sich. Aber als Cecile abends die Unterhaltung vom Tage vorher wieder mit Jeanne aufnehmen wollte, sprach diese die Worte: „Schloß, Freiheit, Spazier-gänge“ in einem Ton, als ob sie nicht mehr daran glaubte.
 Am Tage darauf sagten die drei Schwestern, daß sie sich nicht wohl fühlten, und legten sich zu Bett, ohne wie sonst miteinander geplaudert zu haben.
 Am dritten Tage ging Marie, die sehr früh aufgewacht war, in eine kleine Küche, um die Messe zu hören. Kaum hatte sie zwei Minuten, als sie Schritte hinter sich hörte, die leise über den Steinboden glitten.
 „Oh“, dachte sie, „das ist Jeanne, wie ich leidet.“ Und wirklich ging Jeanne an ihr vorbei. Einige Augen-blicke nachher kam auch Cecile. Sie vermerkte es, sich zu begegnen und sich anzusprechen.
 So kam der vierte Tag heran. Marie und Jeanne hatten ihr Fort-gehen versprochen, um noch antzehen zu sein, wenn die Briefe gebracht wurden. Es war acht Uhr morgens. Die Klingel ertönte. Die Mutter sagte: „Nun ist er da.“ Ebenso auf-geragt als in jenem Moment, als sie für ihre Tochter eine bessere Zukunft und für sich eine Verringerung der Sorgen gesehen hatte, öffnete sie die Tür und nahm den Brief entgegen. Es war zu dunkel, und sie konnte ihn im Korridor nicht lesen. Sie ging an das Fenster des Schlafzimmers, und während des Gehens öffnete sie den Briefumschlag. Die Kinder folg-ten ihr stumm, bleich, ohne Gize.
 Bei den ersten Zeilen fuhr sie auf: „Wir haben doch nie Glück! Die Zehnte bleibt wieder.“
 Klagen las sie den Brief mit lauter Stimme. Aber ihre drei Töchter, die bis jetzt nebeneinander gesandten hatten, unarmten und läch-ten sich wie närrisch. Sie schluchzten, sie lachten, sie preschten sich anein-an-der, und ihre Wangen, die wieder rosig wurden, waren von Tränen und Klaffen feucht.
 Zuerst sprach Marie: „Welch grenzenlos Freude!“ Jeanne antwortete: „Wenn die Kleine uns verlassen hät-te, wäre ich gestorben.“ Nun sagte die Kleine: „Ich war fest entschlos-sen, abzuhelfen.“
 Mit verschämten Worten sprachen alle drei das entscheidende Urteil ih-res Lebens aus: „Wir trennen uns nicht.“ Aus an jenem Tage wollten sie vor Freude bis zum Abend, weil sie das Geheimnis erraten hatten, weshalb sie in ihrer Armut so glück-lich waren.

Eine Viertelstunde.

Stimme von Eugène Ibsen.

Wie sahen kürzlich auf der Ter- rasse eines Hotels und plauderten von diesem und jenem.
 „Haben Sie die entsetzliche Ge-schichte heute früh gelesen, die aus London telegraphiert wird?“ meinte der Eine.
 „Ja wohl,“ erwiderte einer gleich-mütig.
 „Was ist denn geschehen?“ fragte ein Anderer.
 „Bei Quebec in Kanada hat ein Dampfer, der einen Dampfer auf dem Laurentstrom führte, vom Schiff aus gesehen müssen, wie sein Häuschen auf einer Insel, in dem sein Weib und seine sechs Kinder schliefen, rabe-nisch niederkam. So etwas kann doch nur in einer Filmtragödie vor-kommen!“
 „Wahrscheinlich war die ganze Epi-sode von einer Film - Fabrik gestellt worden!“ höhnte einer.
 „Schergen Sie nicht!“ sagte ein Fünftler so ernst, daß unwillkürlich eine Pause entstand und alle ihn an-blickten in der Erwartung, er würde seinen kurzen Worten noch eine Er-läuterung nachschicken.
 Endlich sagte wieder der Gleich-mütige: „So brutal kann ja das Schicksal nicht sein, so Entsetzliches passieren zu lassen. Das wäre ja, um was Wahnsinniger!“
 „Ja, meine Herren,“ sagte nun je-ner Erste, „es ist zum Wahnsinnig- werden. Ich habe selbst einmal er-lebt, wie ein Mann, dem Nechtsches in meiner Anwesenheit geschah, wahnsinnig wurde. Es war das Grauensvollste, was mir in meinem Leben passiert ist!“
 Er machte eine kleine Pause. Dann fuhr er fort:
 „Ich sah in der Eisenbahn, es war in einem Schnellzug, der nach G. fuhr. Ich weiß nicht, ob Sie die Zeit genau kennen. Bevor der Zug die Stadt nähert, fährt er eine ganze Meile am rechten Ufer des G-Plusses entlang, muß dann eine Eise-nbahnbrücke befahren und läuft dann in die Station ein, die also auf dem linken Ufer des Flusses liegt. Dieses linke Ufer ist vor der Stadt G. noch ganz im Gebirgscharakter ge-balten; eine schmale Chauffee führt unten am Felsenabhang dicht am Ufer bis zur Station hin. Hinter dieser breitet sich erst die Ebene aus, in der die Stadt liegt, wenn's auch nicht sonderlich bequem ist, zum Bahnhof hinaufzutragen zu müssen oder in die Stadt zahlreiche Stufen hinaufzusteigen.“
 Mein Gegenüber im Kupé, ein Herr von etwa vierzig Jahren, er-zählte, er habe es angenehmer, er-möglichte nicht in der Stadt selbst, son-der habe eine Villa bei G., am Ber-gabhang. Von der Villa aus könn-te er die Eisenbahn kommen sehen; jetzt lauern gewöhnlich die Kin-der, jeder an einem andern Fenster, um aufzuspähen, wer zuerst den Zug sehe, in welchem der Vater kommt. Der Wagen, der ihn holen soll, hielt schon angepannt, und wenn die Kin-der das Rufen des Zuges verlären, dann setzen sich alle in den Wagen, um mit nach dem Bahnhof zu fahren. Da der Weg von der Villa zum Bahnhof näher ist, als der, den der Zug zurückzulegen hat, weiß dieser noch über die Brücke muß, kommt der Wagen dann doch noch eher an.
 Während mir all das der Mann da erzählte, waren auch die anderen Guginsassen, noch drei Herren, auf ihn aufmerksam geworden, und mehr oder weniger nahmen sie alle schließ-lich an seinen Worten Interesse, wenn auch vielleicht der eine oder andere mit jenem Belächeln von Ironie, die man zuweilen allzu zärtlichen El-tern gegenüber hat.
 Jedenfalls aber wurde jeder auf-merksam, als mein Gegenüber plöz-lich zu mir sagte, das sei seine Villa. Er zeigte dabei in die Ferne, wo noch der Eingeweihte irgendeinen Hausgabel entdecken konnte, mir war es nicht möglich.
 Er aber blieb von nun an mit ge-spanntester Aufmerksamkeit am Fen-ster stehen und sah intensiv in die Ferne.
 Plözlich rief er: „Ich sehe den Wagen!“
 Nicht nur ich, auch die anderen Herren guckten nach der Richtung, in der er ausblinnte, und der eine oder andere sah wohl auch den Wagen. Schließlich aber holte der Eisenbahn-zug den Wagen ein, wie waren nur noch durch den Eisenbahnraum und den Fluß vom Wagen getrennt. Wir konnten ihn alle genau erkennen und auch sehen, wie Frau und Kinder mit Fächer und Handtüchern die Grö-ße des Vaters erwiderten.
 Plözlich gab es einen Pfiff; ob von unserem Zuge, ob vom nahen Bahnhof oder vielleicht von einem Dampfschiff auf dem Fluß her, war nicht zu erkennen, ich kam auch gar nicht zu Bestimmung, darüber nachzu-denken, denn im folgenden Moment schon packte mich mein Gegenüber am Arm an und rief: „Der Pfiff! Das Pferd brennt sich!“ Und unwill-kürlich sah ich alle vier anderen Guginsassen, wo wie den Ausrufer des Wagens im Rompe mit den schweu-gerenden Pferden sahen. Die Ka-

fen, — dicht am still abfallenden Ufer dahin, während der Ausrufer schließend sich Wütze gab, sie auf die Seite zu reißen und sie zum Stillhalten zu bringen.
 Keiner wagte einen Laut auszu-sprechen, wir hielten gespannt den Atem an und sahen, wie die Insassen des Wagens, — die Frau sah mit drei Kindern in diesem, während ein Anabe neben dem Ausrufer auf dem Boden saß, — voller Entsetzen sich festhielten und dabei wiederholt erhoben, als ob sie unentschieden wären, ob sie abpringen oder im Wa-gen bleiben sollten.
 In dem Augenblick, — alles ge-schah weit schneller, als ich es hier zu erzählen vermag, — bäumte sich die Tiere unter dem Druck des vom Ausrufer gehaltenen Jügels von neu-em in die Höhe und setzten im näch-sten Moment an, um direkt die Bö-schung in den Fluß hinabzuwerfen. Doch wurden wir vor diesem entset-zensvollen Anblick bewahrt durch einen Eisenbahnzug, der von G. kom-mend, jetzt an unserem Zug vorbeif-ahnte und uns jede Aussicht nahm.
 Der unglückliche Mann in unserer Mitte rief nach der Kette.
 „Was wollen Sie tun, Unglückli-cher!“ rief ihm einer zu. „Von hier aus können Sie ja nicht heranzu-gehen die Unglückliche. Wir sind ja in einer Minute auf der Station und jenseits des Flusses!“
 Aber der so sprach, konnte kaum ausreden, wie alle vier Mann mühten zugreifen, um den unglücklichen Mann, der wie ein Tobfüchtiger sich zu gebärden begann, aus dem Coupé des dahinsausenden Zuges heraus-springen wollte und mit wilden Ge-bärden um sich schlug, festzuhalten.
 Und während ich das tat, wandte ich meinen Kopf, um aus dem Fen-ster zu sehen. Der Zug, der an dem Ufer vorbeif, schien kein Ende zu neh-men. Man weiß, wie den unglücklichen Mann, der wie ein Tobfüchtiger sich zu gebärden begann, aus dem Coupé des dahinsausenden Zuges heraus-springen wollte und mit wilden Ge-bärden um sich schlug, festzuhalten.
 Der Unglückliche in unserer Mitte sah nichts; er sahrie und tobte, und wir mühten uns mit der ganzen Kraft anstrengen, um ihn die wenigen Minuten, die wir noch von der Sta-tion entfernt waren, festzuhalten.
 Dann hielt der Zug. Einer von uns, — möglich, daß ich es selbst war, — rief hinaus: „Hilf, ein Wahnsinniger!“ Was tut man nicht in solcher Aufregung. Wir waren ja selbst halb wahnsinnig, die Kraft hatte uns verlassen, und kaum war der Zug zum Stillstand gelangt, da entfiel der Mann von der Kette.
 Er eilte auf den Perron, vor ihm stoben Passagiere und die sie erwar-tenden Angehörigen auseinander. Je-milber flucht hüfte er davon, — seine Kinder, die ihm frisch und ge-sund entgegenbrangen, schweberte er zur Seite. Er erkannte sie nicht mehr, bestürzt eilten sie zur Mutter, die langsam vom Wagen aus nach-tam. Sie riefen um Hilfe, man setze dem in rasender Flucht Davon-eilenden nach, man konnte ihn nicht mehr einholen; mehrere Personen, die sich ihm entgegengebeugt hatten, schüt-telte er mit übermenschlicher Kraft von sich ab, um, sobald er den Fluß erreicht konnte, in die Fluten zu springen, in denen er seine Fluten er-trunken glaubte. Man hat ihn nicht lebend mehr herausgeholt.
 Seine Familie konnte das Ent-setzliche überhaupt nicht begreifen. Die Schreckenszene, die den gelieb-ten Gatten und Vater in den Bahn-sinn und in den Tod geführt hatte, hatte sich in Wirklichkeit viel harm-loser abgepielt, als er uns im fah-renden Schnellzuge und aus der Ent-fernung erschien. Von dort aus hal-ten wir auch in der Aufregung und Eile die Festenklipse nicht wahrneh-men können, die zuletzt den Wagen unsern Blicken verbergte.
 Wir waren nach dieser Erzählung alle recht still geworden, bis der Gleichmütige die Worte unterbrach: „Na ja! Jedenfalls hatte ich doch recht; so brutal kann das Schicksal nicht sein, daß es einem Menschen vor seinen Augen die ganze Familie entreißt. Nur der Wahnsinn kann solche Ausgeburten der Phantasie er-sinnen. Und das war auch in ih-rem Fall dort in der Eisenbahn!“
 Niemand hatte recht Lust, über das Thema zu streiten. Aus dem Innern des Lokals ertönte ein neuer Wol-ger. Der brachte uns auf andere Ge-banken.
 — Triftiger Grund. Rich-ter: „Sie haben hier diesen Herrn Redakteur mitgebracht; welche Ur-sache hatten Sie dazu?“
 Angellager: „Ich ist neulich hun-dert Dollars geflossen, hat er in seiner Zeitung geschrieben: hundert-unfünftzig! Ich hab' dadurch die größten Unannehmlichkeiten in meiner Frau gehabt!“